Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

15 (13.4.1855) Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt
des Schwarzwälder Boten.

№ 15. Zweite Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 13. April 1855.

Die Lebendig-Todte.
(Fortsezung.)

Ich reiste nach Dives zurück. Um drei Uhr war ich in Pont l'Eveque und um vier Uhr in Trouville.

Mein Entschluß war gefaßt; ich war entschlossen, Alles selbst zu untersuchen, und wenn mein Versuchen unnüz war, den folgenden Morgen die Anzeige bei der Polizei zu machen und ihr die Beendigung dieser Geschichte zu überlassen. Das erste, was ich that, bestand darin, daß ich eine neue Barke miethete; allein ich behielt zwei Mann zur Bemannung, ging dann in mein Zimmer hinauf, steckte ein Paar vortreffliche, doppelläufige Pistolen in meinen Reisegürtel, in dem schon ein Messerdolch steckte, knöpfte meinen Oberrock zu, um meiner Wirthin meine furchtbaren Vorbereitungen zu verbergen, ließ eine Fackel und eine Stange in das Schiff tragen und bestieg es mit meiner Flinte. Ich machte den Ausflug unter dem Vorwande, Möven und Wasserhühner zu schießen. Auch dieses Mal war der Wind gut. In nicht vollen drei Stunden waren wir auf der Höhe der Mündung der Dive; ich befahl meinen Matrosen, bis zum Eintritte der Nacht die See zu halten; später, als es ziemlich dunkel wurde, ließ ich nach der Küste steuern und landete.

Ich gab nun meinen Leuten die lezten Befehle, welche darin bestanden, daß sie mich in einer Aushöhlung des Felsens erwarten, jeder der Reihe nach wachen und sich auf mein erstes Zeichen fertig zur Abreise halten sollten. Wäre ich am folgenden Tage nicht zurückgekehrt, so sollten sie nach Trouville gehen und dem Maire ein versiegeltes Paquet zustellen; dieß enthielt meine Anzeige, die genauen Bestimmungen meiner Unternehmung und die Nachweisung, mit deren Hülfe man mich lebend oder todt wiederfinden konnte. Sodann warf ich mein Gewehr über den Rücken, nahm mein Brecheisen und meine Fackel und Feuerzeug, um nöthigenfalls Feuer zu schlagen, und versuchte denselben Weg, wie zum ersten Male, wieder einzuschlagen.

Ich fand ihn bald wieder; ich stieg über den Berg und die ersten Mondstrahlen zeigten mir die Ruinen der alten Abtei; ich ging durch die Halle und befand mich wie das erste Mal in der Kapelle.

Als ich an dem Pfeiler angekommen war, an dessen Fuß ich das vorige Mal geschlafen hatte, blieb ich stehen, um einen Blick um mich zu werfen. Alles war ruhig und man hörte ausser dem ewigen Brüllen, welches die Respiration des Oceans zu seyn scheint, kein Geräusch. Ich beschloß, mit Ordnung zu verfahren und zuerst die Stelle zu untersuchen, wo der Graf Beuzeval, denn daß er es gewesen war, war ich fest überzeugt, einen Gegenstand verborgen hatte, den ich nicht hatte unterscheiden können. Ich lehnte folglich das Brecheisen und die Fackel an den Pfeiler, spannte den Hahn meiner Flinte, um auf jeden Fall gerüstet zu seyn; ich gelangte in den Corridor und folgte seinen düstern Bogengängen. An einer der Säulen stand die Hacke; ich ergriff sie, blieb einen Augenblick unbeweglich und still stehen, überzeugte mich, daß ich allein war, gelangte bald zur Stelle, die ich mir gemerkt hatte, und hob den Grabstein empor, wie der Graf gethan hatte. Die Erde war frisch aufgegraben, ich legte meine Flinte auf die Erde, fing mit der Hacke an zu graben, und fand sogleich einen Schlüssel; ich füllte das Loch aus, legte den Stein wieder auf das Grab, hob meine Fackel auf, stellte die Hacke wieder an den Ort, wo ich sie gefunden hatte, und blieb einen Augenblick an der dunkelsten Stelle stehen, um meine Gedanken wieder etwas zu ordnen.

Es war klar, daß dieser Schlüssel die Thüre öffnete, durch welche der Graf herausgetreten war; ich hatte nun das Brecheisen nicht mehr nöthig und ließ es deßhalb hinter dem Pfeiler stehen. Ich nahm nun die Fackel, schritt auf die gewölbte Thüre zu und stieg die drei Stufen herab und steckte den Schlüssel in's Schloß. Die Thüre öffnete sich und ich trat ein. Ich wollte sie wieder schließen, allein, da es mir einfiel, daß ich durch einen Zufall verhindert werden könnte, sie wieder mit dem Schlüssel zu öffnen, so suchte ich das Brecheisen, legte es in den tiefsten Winkel der vierten bis fünften Schwelle und steckte meine Fackel an, da ich mich in der tiefsten Dunkelheit befand.

Der Gang, in den ich gelangt war, glich dem Eingange eines Kellers; er war höchstens 5 oder 6 Fuß breit, die Mauern und das Gewölbe waren von Stein; eine Treppe von etwa zwanzig Stufen führte herab und am Fuße der Treppe befand ich mich auf einer geneigten Fläche, die unter die Erde fortging; einige Schritte vor mir sah ich eine zweite Thüre; ich ging auf sie zu, legte das Ohr an ihre eichene Wände und horchte, allein ich hörte noch Nichts; ich versuchte den Schlüssel: er öffnete diese Thüre, so wie er die andere geöffnet hatte; ich trat ein, wie das erste Mal, aber ohne die Thüre hinter mir zu schließen, und befand mich in den Gewölben der Aebte der Abtei; die Mönche wurden auf dem Kirchhofe beerdigt.

Ich blieb hier einen Augenblick stehen; es war klar, daß ich mich dem Ziele näherte; mein Entschluß war so fest, daß er durch Nichts wankend gemacht werden konnte, und doch, fuhr Alfred fort, wirst Du leicht begreifen, daß der Eindruck des Orts nicht ohne Wirkung auf mich blieb; ich fuhr mit der Hand über meine schweißbedeckte Stirn und blieb einen Augenblick stehen, um mich zu sammeln. Was werde ich finden? Ohne Zweifel einen seit drei Tagen gesezten Leichenstein. Plötzlich erzitterte ich, ich glaubte Wehklagen zu hören.

Dieses Geräusch verminderte keineswegs meinen Muth, sondern gab mir ihn vollständig wieder; ich drang rasch vor, allein von welcher Seite war das Wehklagen gekommen? Während ich um mich her blickte, hörte ich einen zweiten Seufzer; ich sprang nach der Seite hin, woher er kam, blickte in jedes Gewölbe, ohne etwas Anderes zu sehen, als die Leichensteine, deren Inschrift die Namen derer angab, die unter ihnen schliefen; als ich endlich zum lezten, zum tiefsten, zum entferntesten gekommen war, bemerkte ich in einer Ecke eine Frau mit gerungenen Armen und geschlossenen Augen; neben ihr auf einem Steine lag ein Brief, eine erloschene Lampe und ein leeres Glas. War ich zu spät gekommen, war sie todt? Ich probirte den Schlüssel, er paßte nicht, aber beim Geräusche öffnete die Frau ihre eingesunkenen Augen, strich convulsivisch die Haare aus dem Gesichte und erhob sich mit einer raschen und mechanischen Bewegung gleich einem Schatten. Ich stieß gleichzeitig einen Schrei und einen Namen, den Namen Pauline aus.

Die Frau stürzte auf das Gitter zu und sank auf die Knie.

— O! rief sie im Tone der furchtbarsten Todesangst, befreien Sie mich. Ich habe Nichts gesehen, ich will nichts sagen, ich schwöre es bei meiner Mutter.

— Pauline! Pauline! rief ich und faßte ihre Hände durch das Gitter, Pauline, Sie haben Nichts zu fürchten,

ich komme Ihnen zur Hülfe, zum Beistande, ich will Sie retten.

— O! sagte sie, sich aufrichtend, mich retten, mich retten! . . . ja, mich retten! Oeffnen Sie diese Thüre, öffnen Sie sie sogleich; so lange sie nicht geöffnet ist, glaube ich Nichts von dem, was Sie sagen. Im Namen des Himmels, öffnen Sie diese Thüre! — Und sie rüttelte am Gitter mit einer Gewalt, deren ich eine Frau nicht fähig gehalten hätte.

— Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, sagte ich, ich habe den Schlüssel zu dieser Thüre nicht, allein ich habe Mittel, sie zu öffnen, ich will sie suchen.

— Verlassen Sie mich nicht, rief Pauline und faßte meinen Arm durch das Gitter mit unerhörter Kraft, verlassen Sie mich nicht; ich werde Sie nicht wiedersehen.

— Pauline, sagte ich zu ihr und hielt die Fackel vor mein Gesicht, erkennen Sie mich nicht? O, betrachten Sie mich und bedenken Sie, ob ich Sie verlassen kann.

Pauline heftete ihre großen schwarzen Augen auf die meinigen, besann sich einen Augenblick und rief dann plözlich:

— Alfred von Nerval!

— O, Dank, Dank, antwortete ich ihr, auch Sie haben mich nicht vergessen. Ja, ich bin es, der Sie so sehr geliebt hat, der Sie noch liebt. Beurtheilen Sie, ob Sie mir vertrauen können.

Eine plözliche Röthe verbreitete sich über ihr bleiches Antliz, sodann ließ sie meinen Arm los.

— Werden sie lange Zeit ausbleiben? fragte sie mich.

— Fünf Minuten.

— Nun, dann eilen Sie; aber lassen Sie mir diese Fackel, ich bitte sie, denn die Dunkelheit würde mich tödten.

Ich gab ihr die Fackel; sie nahm sie, streckte den Arm durch das Gitter und legte ihr Gesicht zwischen zwei Eisenstäbe, um mir mit den Augen so lange als möglich zu folgen, und ich eilte schnell auf demselben Wege zurück, den ich gekommen war. Im Augenblicke, wo ich die erste Thüre passirte, drehte ich mich um und sah Pauline in derselben Stellung unbeweglich wie eine Statue, die eine Fackel im marmornen Arme hält.

Nach zwanzig Schritten fand ich die zweite Treppe und auf der vierten Schwelle das Brecheisen, welches ich dort verborgen hatte; ich kehrte sogleich zurück; Pauline stand noch immer auf demselben Punkte. Als sie mich wiedersah, stieß sie einen Freudenschrei aus. Ich stürzte auf das Gitter zu.

Das Schloß war so fest, daß ich wohl einsah, daß ich die Angel aus den Steinen brechen mußte. Pauline leuchtete mir und nach zehn Minuten waren die beiden Angeln des einen Thürflügels aus den Steinen gehoben, ich zog die Thüre an und sie gab nach. Pauline sank auf ihre Knie; erst von diesem Augenblicke an hielt sie sich für befreit.

Ich ließ sie einen Augenblick beten und trat sodann in's Gewölbe. Sie drehte sich nun lebhaft um, faßte den geöffneten Brief und verbarg ihn. Diese Bewegung erinnerte mich an das leere Glas; ich bemächtigte mich desselben mit Angst und fand in ihm einen weißlichen, einen halben Zoll hohen Bodensaz.

Was war in diesem Glase? fragte ich entsezt.

— Gift, antwortete Pauline.

— Und Sie haben es getrunken? rief ich.

— Wußte ich, daß Sie kommen würden? sagte Pauline, sich an das Gitter lehnend, denn erst nun erinnerte sie sich, daß sie dieses Glas eine oder zwei Stunden vor meiner Ankunft geleert hatte.

— Fühlen Sie Schmerzen? fragte ich sie.

— Noch nicht, erwiederte sie mir.

Ich begann zu hoffen.

— Und war das Gift schon lange in diesem Glase?

— Etwa zwei Tage und zwei Nächte, denn ich konnte die Zeit nicht berechnen.

Ich betrachtete von Neuem das Glas. Der Bodensaz in ihm machte mich etwas ruhiger; denn in diesen zwei Tagen und zwei Nächten hatte das Gift Zeit gehabt, sich auf den Boden niederzuschlagen. Pauline hatte nur Wasser getrunken, welches zwar vergiftet war, allein vielleicht nicht so stark, um den Tod zu verursachen.

— Es ist kein Augenblick zu verlieren, sagte ich ihr und faßte ihren Arm, wir müssen fliehen, um Hülfe zu suchen.

Wir gingen nun sogleich zur ersten Thüre, die wir hinter uns schlossen, sodann kamen wir zur zweiten, die leicht geöffnet wurde, und befanden uns nun unter dem Kloster. Der Mond glänzte am wolkenlosen Himmel; Pauline streckte die Arme aus und sank nochmals auf ihre Knie.

— Lassen Sie uns eilen, lassen Sie uns eilen, sagte ich ihr, jede Minute ist vielleicht tödtlich.

— Ich fühle Schmerzen, sagte sie aufstehend.

Ein kalter Schweiß brach auf meiner Stirn aus; ich nahm sie gleich einem Kinde in die Arme und eilte durch die Ruinen aus dem Kloster und lief den Berg herab. Als ich am Strande ankam, sah ich von fern das Feuer meiner beiden Matrosen.

— In See! In See! rief ich mit der gebieterischen Stimme, die anzeigt, daß kein Augenblick zu verlieren ist.

Sie sprangen in die Barke und brachten sie so nahe als möglich an den Strand; ich ging bis an die Knie in's Wasser. Sie nahmen Pauline aus meinen Armen und legten sie in die Barke. Ich eilte zu ihr.

— Nehmen Ihre Schmerzen zu?

— Ja, antwortete Pauline.

Es bemächtigte sich meiner ein der Verzweiflung ähnliches Gefühl; keine Hülfe, kein Gegengift; plözlich dachte ich an Meerwasser; ich füllte eine Muschel, die auf dem Boden der Barke lag, mit ihm und reichte sie Pauline.

— Trinken Sie, sagte ich ihr.

Sie gehorchte mechanisch.

— Was thun Sie denn? rief einer der Fischer, das Frauchen wird sich erbrechen.

Dieß war Alles, was ich wünschte; nur Erbrechen konnte sie retten. Nach fünf Minuten trat Erbrechung ein, welches um so schmerzhafter war, da sie seit drei Tagen ausser diesem Gifte Nichts genossen hatte. Hierauf fühlte sie sich erleichtert. Ich gab ihr nun ein Glas frisches Wasser, welches sie hastig trank. Bald darauf ließen die Schmerzen nach und wichen einer ausserordentlichen Mattigkeit. Wir machten auf dem Grund der Barke ein Bett aus den Camisölern meiner Fischer und meinem Palletot. Pauline legte sich gehorsam wie ein Kind auf dieselbe. Fast sogleich schlossen sich ihre Augen. Ich lauschte einen Augenblick nach ihrem Athem, er war rasch, aber regelmäßig. Sie war gerettet.

— Nun vorwärts, sagte ich fröhlich zu meinen Matrosen, fort nach Trouville, und zwar so rasch als möglich; Ihr erhaltet bei der Ankunft fünf und zwanzig Louisdor.

Meine braven Fischer warfen sich nun, da sie das Segel nicht für genügend hielten, auf die Ruder und die Barke glitt gleich einem verspäteten Seevogel über das Wasser. (Fortsezung folgt.)

Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen.
(Fortsezung.)

28. Zur Geschichte des Thierlebens auf der Erde.

Ueber die Frage: wie das thierische Leben auf der Erde entstanden ist? bleibt die Wissenschaft eine Antwort schuldig. Ein lebendes Thier entsteht nach allen neuesten Zeugnissen der gewissenhaftesten Forschung immer nur durch Zeugung von vorhandenen Eltern und deshalb ist man in neuester Zeit, wo die Voraussezung einer unelterlichen Entstehung ganz und gar schwindet, im tiefsten Dunkel über die Entstehung der ersten Thiere.

Gleichwohl giebt es andererseits Untersuchungen, welche beweisen, daß nicht alle jezt lebenden Thiere ursprünglich vor-

handen waren, sondern daß die verschiedenen Gattungen zu verschiedenen Zeiten entstanden seyn müssen.

Daß das Menschengeschlecht das jüngste, das heißt, das am spätesten entstandene auf Erden ist, hat man schon in den ältesten Zeiten geahnet und ist durch Forschungen der neuesten Zeit zur Gewißheit geworden. Man hat aber aus gründlichen Untersuchungen überhaupt die Ueberzeugung gewonnen, daß eine geordnete Reihenfolge in der Entstehung der verschiedenen Thiergeschlechter auf Erden stattgefunden haben müsse.

Die Erdrinde nämlich, dieses Grab alles Lebenden birgt in ihrer Tiefe die Spuren und die Ueberreste aller Wesen, die einst auf Erden gelebt haben. Man findet Abdrücke, versteinerte Schalen, Schuppen, Zähne und Knochen der verschiedensten Thiere in solchen Massen, die jezt als Gesteine daliegen, die aber ehedem weicher Erd- und Meeresboden gewesen sind. Endlich finden sich auch vollständig erhaltene Insekten, welche in Bernstein eingeschlossen sind, einem vorweltlichen Baumharz, das ehedem als es aus den jezt nicht mehr existirenden Bäumen ausschwizte, klebrig flüssig gewesen ist und worauf Insekten kleben blieben, von neuen Harztropfen eingeschlossen und dadurch bis jezt, wo man den Bernstein aus der Erde ausgräbt, in ihren Körpertheilen erhalten worden sind.

Die Gesteine der Erdschichten, in welchen man diese Ueberreste von Thieren findet, sind sehr verschiedenen Alters und sehr verschiedener Natur. Wäre die Erde eine allenthalben gleichmäßige Kugel, so würden wir selbst durch Nachgrabungen nicht tief genug eindringen können, um diese verschiedenen Schichten kennen zu lernen. Zum Glück für den Forschergeist der Menschen sind jedoch auf der Erde Gebirge und zwar dadurch entstanden, daß vom Innern der Erde her vulkanische Ausbrüche stattfanden, welche die Schichten der ErdRinde zerrissen und das, was tief verborgen war, an's Tageslicht oder mindestens in erreichbare Tiefe gebracht haben.

Eine genaue Untersuchung der Gebirge hat nun gelehrt, die ältern Gesteine von den jüngern zu unterscheiden. Man weiß jezt ganz unzweifelhaft, daß z. B. zur Zeit, wo Schiefergesteine die oberste Fläche der Erde bildeten, auf diesem Boden Pflanzen wuchsen, die den Stoff der Steinkohle bilden. Ueber diesen Schiefergesteinen lagern jezt noch viele andere Stein-Schichten, von denen jede ihrer Zeit die Oberfläche des Bodens bildete und die der Wohnsiz von Pflanzen und Thieren war. Sondert man nun diese Gesteine nach ihrem Alter — und dieses reicht für jedes einzelne Gestein oft bis auf viele Millionen Jahre hinaus — so findet man mit ziemlicher Sicherheit heraus, welcher Art die Pflanzen und Thiere waren, die auf den ältesten Gesteinen lebten, welche zu den Bewohnern der jüngern Thiere gehören und welche Gattung von Thieren auf den neuern und jüngsten Gesteinschichten ihr Daseyn hatten.

Man besizt also an diesen Gesteinen eine Art Geschichte der Thierwelt und Pflanzenwelt; und aus dieser Geschichte ergiebt sich, daß in den ältesten Zeiten nur Pflanzen und Thiere der niedrigsten Gattung lebten, daß erst mit den spätern Zeiten Pflanzen und Thiere höherer Gattung sich zeigen, und daß endlich erst in den obersten Gesteinen die Spuren von Thieren und Pflanzen der Gattung sich finden, die gegenwärtig leben. Reste menschlicher Wesen finden sich erst in der Erdschicht, welche jezt noch die Oberfläche der Erde bildet, zum Zeichen, daß die Entstehung des Menschen am spätesten vor sich ging.

Freilich herrschen im Einzelnen noch Zweifel und Dunkelheiten über diese Geschichte der Entwicklung des thierischen Lebens; allein im Allgemeinen steht es ganz unzweifelhaft fest, daß die Entstehung der Thiergattungen vom Niedrigen zum Höhern stets aufsteigt, das heißt: daß Thiere niederer Gattung zuerst existirten, bevor die höhere Gattung in's Leben gerufen wurde.

Nun aber sind Thiere niederer Gattung solche, die pflanzenartig leben, wie z. B. die Polypen, deren wir schon gedacht haben. Es sind dies Thiere, die fortleben, wenn man sie zerschneidet, wie das bei Pflanzen der Fall ist, von denen jeder Zweig einen Ableger bilden kann. Erst später treten höhere Thiere, wie MuschelThiere, Schnecken u. s. w. auf, die kein Knochengerüst im Innern, sondern ihre Knochen als Schale um sich haben. Aus noch spätern Zeiten stammen die Ringelthiere, wo der Leib schon gegliedert ist wie bei Krebsen, Skorpionen. Aus der jüngern Zeit erst stammen Thiere mit Knochengerüsten im Innern, die Wirbelthiere, Fische, Frösche, Schildkröten. Dann erst entstand das Vogelgeschlecht; wiederum später erst das Säugethier, das lebende Junge gebärt, und endlich in der spätesten Zeit der Mensch.

Die Betrachtung dieser Entwicklungsgeschichte gewährt höchst wundervolle und interessante Ergebnisse der Forschung, und berührt sehr innig die Frage über die Entwicklung der lebenden Thiere. Für unser spezielles Thema jedoch würde ein näheres Eingehen zu weit führen, wir müssen uns mit zwei Thatsachen begnügen, die für uns wesentlich sind.

Die erste ist, daß die Entstehung der Thierwelt eine Geschichte hat, die vom Niedern zum Höhern aufsteigt; die unzweifelhaft beweist, daß niederere Gattungen mehrfach untergegangen sind, um höheren Wesen Plaz zu machen. Die zweite Thatsache ist, daß kein Beispiel vorhanden ist, welches lehrt, daß wirklich aus einem Thier niederer Gattung sich ein höheres entwickelt habe.

Wir wissen zwar mit voller Sicherheit, daß eine Geschichte des Lebens und der Entwicklung der Thierwelt vorhanden ist; aber wir kennen die Kräfte und auch die Ursachen nicht, durch welche sie bewirkt worden ist. —

Nach diesen flüchtigen Vorbetrachtungen sehr wichtiger Fragen wollen wir nun zum Charakteristischen des Thierlebens kommen. (Fortsezung folgt.)

Miscellen.

× In der ersten Jugend bilden wir uns die Liebe ein, in der zweiten bilden wir sie aus, und im Alter sind wir fertig damit.

× Unsere Widersacher stoßen uns, statt zurück, vorwärts, gerade wie ein elastischer Ball am höchsten springt, je tiefer er zu Boden gedrückt wurde.

× Ein Jugendfreund wird oft aufgegeben oder nimmt sich zurück, im Alter aber wird jeder wieder Kind, und wohl dem, der es unter Jugendfreunden wird! Er spielt sich dann mit ihnen in den ewigen Frühling zurück und hinüber.

× Einer großen Seele dürften wir wohl immer mit unserm Herzen nahen, legten sich nicht so viel kleine dazwischen.

× Nach der Berechnung eines Engländers nähert sich gegenwärtig der Gesammtverbrauch des Kaffees in Europa der Höhe von 225 bis 230 Millionen Pfund und das Gesammtgewicht des auf der ganzen Erde erzeugten Kaffees läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf nahezu 600 Millionen Pfund bestimmen. Am meisten Kaffee verbraucht Deutschland, woselbst auf den Kopf 2½ bis 3 Pfund Kaffee jährlich kommen; die Einfuhr beträgt gegenwärtig zwischen 900,000 und 1 Million Centner, also fast ein Sechstheil der gesammten Kaffeeproduktion. In Großbritannien betrug der Verbrauch im Jahre 1852 35 Millionen Pfund, wovon über 20 Millionen aus Ceylon, 4 Millionen aus Jamaika und 8 Millionen aus Costarica und Brasilien kamen. — Das erste Kaffeehaus wurde 1652 in London errichtet, dem 20 Jahre später das erste in Marseille folgte.

× Ein französischer Arzt hat herausgebracht, daß wir Menschen eigentlich hundert Jahre alt werden müssen. Der französische Doktor beweist aus dem Thierreich, daß seine Behauptung ihre Richtigkeit habe. Er hat, wie er sagt, seit fünfzehn Jahren bei den Thieren Forschungen angestellt und seine Ansicht stets bewährt gefunden, weil nämlich das Wachsthum mit der Lebensdauer in genauem Verhältnisse steht, und zwar so, daß leztere fünfmal länger ist als erstere. So wächst das Kameel acht Jahre und wird vierzig Jahre alt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Pferd fünf Jahre und wird fünfundzwanzig (mit Ausnahme der englischen Pferde in der Krim). Das Rind wächst vier Jahr und wird fünfzehn bis zwanzig Jahre alt. So geht das fort durch die hervorragendsten Thierklassen. Bei dem Menschen nun dauert das Wachsthum zwanzig Jahre, mithin muß er nach dem Naturgeseze hundert Jahre alt werden. Aber freilich kann er dieses Alter nur erreichen, wenn er von Jugend auf naturgemäß lebt. Auf die Frage an den französischen Doktor, wie es komme, daß sein gefundenes Gesez bei den Menschen nicht in Erfüllung gehe, antwortete er triumphirend: Mit unsern Sitten, unserm naturwidrigen Leben, unsern zahllosen Selbstquälereien sterben wir nicht, sondern wir bringen uns selbst um.

Hinaus!

Hinaus in Gottes Welt, hinaus
Zu Abend und zu Tag!
Daß jeder in dem Segenshaus
Sich still erfreuen mag;

Sich still erfreu' an Gottes Huld,
An seines Nächsten Glück,
Und dann dem Herrn abtrag' die Schuld
In einem Thränenblick.

Denn wie den süßen Rosenschrein
Aufthut der Sonnenglanz,
So scheint er auch in's Herz hinein,
Und macht es freudig ganz;

Und wird zum lichten Strahlensteg,
Worauf die Seele wallt,
Bis sie beendet jenen Weg
Und macht im Himmel Halt.

Des Abends aber, wenn im Blau
Die Mondesleuchte hangt,
Und um den großen Himmelsbau
Der Sterne Heer sich rankt:

Da gleicht der Mensch der Muschel ganz,
Eröffnend sich mit Lust,
Damit der segenvolle Glanz
Heimsuche ihre Brust;

Damit die Perle d'rin, das Herz,
Sich spiegl' in Gottes Schein,
Und was da strahlet obenwärts,
In sich auch schlürfe ein.

Drum froh in Gottes Welt hinaus
Zu Abend und zu Tag!
Daß Jeder in dem Freudenhaus
Sich still ergözen mag.

Damit, was Nachts die Himmelsgluth
Erregt in seiner Brust,
Er über Tag mit frohem Muth
Vollbring' in frommer Lust;

Und was erregt des Tages Schein
In seinem Herzensraum,
Nacht über sich ihm mild und fein
Verschling zum sel'gen Traum.

Gespräche.

Lehmann. Det kommt mir spansch vor, wat da in Spanien mit de Kortesse vorjeht. Det versteh' ick nich. Eene Kammer fällt schon bei ihnen durch un nann sollen se jar zwee kriejen!

Pietsch. Na ja, Schafskopp, det is immer so un det is janz natürlich. Wenn eene Kammer von de Konschstiezjon fällt, denn jeht se entzwee un denn werden zwee Kammern draus.

* * *

Pietsch. Ne, det es aber dies Mal jar keen Ende mit den Winter nimmt, det is doch wirklich schauderöse! Man is ja blos noch Mensch in Bezug uf Torf. Man arbeit't ja blos noch für den Kachelofen. Da, da schneet et schon wieder!

Lehmann. Ick will Dir sagen: des is hohe Weisheit, deß des so schneet un kalt ist, un jar nich Frühling wird. Die Sonne will nich eher stechen un die Nachtijallen wollen nich eher schlagen, un die Beeme wollen nich eher ausschlagen, un des Jras nich eher schießen, als bis . . .

Pietsch. Na? Als bis?

Lehmann. Als bis die Wiener Friedensverhandlungen zu Ende sind.

* * *

Lehmann. Saje mal, Pietsch, worum werden denn die Friedensunterhandlungen in Wien bei verschlossene Thüren jeführt?

Pietsch. Des is janz einfach, weil nischt dabei herauskommen soll.

Eine Streublume.

Der Osten und der Westen
Die haben mich zum besten.
Ich danke für Euch ferner,
Ihr macht mir nichts — als Hörner.

Der Halbmond.

Raritäten Kästlein.

⊙ „Nur keine Vorwürfe!" — „Hören Sie mal, das finde ich aber unverschämt! Ich hatte Ihnen meinen schwarzen Frack doch nur zur Leiche geborgt und nun habe ich ihn noch nicht wieder! —" — „Ja! alter Freund! bedenken Sie doch! — Sechs Wochen Trauer."

⊙ Von Seiten eines Mitglieds der Wiener Coferenzen ist, nach einer Notiz der „Ostdeutschen Post", der Antrag auf die strengste Geheimhaltung der Verhandlungen und auf Vermeidung jedweder Art von Publication durch die öffentlichen Blätter gestellt worden. Es ist also anzunehmen, daß von den Wiener Conferenzen für **uns** vorläufig Nichts herauskommen wird.

⊙ Der Berliner Haarkünstler J. Sandvoss wird ebenfalls die Pariser Industrie Ausstellung beschicken. Die Franzosen werden also den **deutschen Zopf** aus eigener Anschauung kennen lernen.

⊙ Nasenvorrath. Expeditor (schreit zum Lokomotivführer hinauf.) „Guten Morgen, Herr Tendler! Heut hab'n wir wieder sakrisch kalt! Habn's denn Ihre Nas'n noch nit erfror'n?" — Lokomotivführer. „Nu, was hat's g'rad d'rauf, wenn er mal eine erfriert! Man kriegt ja so a Nas'n um die and'r!"

⊙ Wenn Sie meine Ausforderung nicht annehmen, so bringe ich Sie in die Zeitungen!" — „Immer zu! ich will lieber in ein Duzend Zeitungen gebracht werden, als in einen Sarg."

* Homonyme.

Wenn man dir jezt vom Kriege spricht,
So hörst du mich wohl immer nennen;
Und kämpfe ich auch selber nicht,
So fühl ich doch die Wunden brennen,
Die mir im Kampf mein Bruder schlägt,
Der stets das Schwert in Händen trägt.

Dem Laut nach sind wir nah verwandt,
Im Wesen aber sehr verschieden:
Verderben sät des Bruders Hand,
Ich sehne mich nach Ruh und Frieden;
Er hat nicht Fleisch, nicht Bein, noch Haut,
Ich bin aus gröberm Stoff gebaut.

Nach ihm nennt sich ein Bruderpaar,
Das — treu im Streben sich verbündet —
Mit deutschem Fleiß schon manches Jahr
Des Deutschen Sinn und Geist ergründet.
Mir sind die Schwestern weit zerstreut,
Wir lieben uns die Einsamkeit.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:
Kukkuk.
Herrmann.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.